

Istanbul ist für den berühmten Fotografen Ara Güler in erster Linie eine Stadt am Wasser. Durch die Maschen eines Fischernetzes glänzt es silbrig bis zum Horizont. Auf anderen seiner Bilder sieht man Fischkutter, die im Morgengrauen unter düsteren Wolken rausfahren, alte Dampffähren auf dem Bosporus, Schiffe jeder Größe und Beschaffenheit. Selbstverständlich hat der 86jährige »Türke mit armenischen Wurzeln« und Weltbürger – »Ich bin also auch ein Japaner« – auch auf den Straßen seiner Geburtsstadt fotografiert: Taxis, Straßenbahnen und Eselskarren, Brücken, Plätze und Gärten, Kneipen, Läden und Hamams, Hütten aus Wellblech und Pappe.

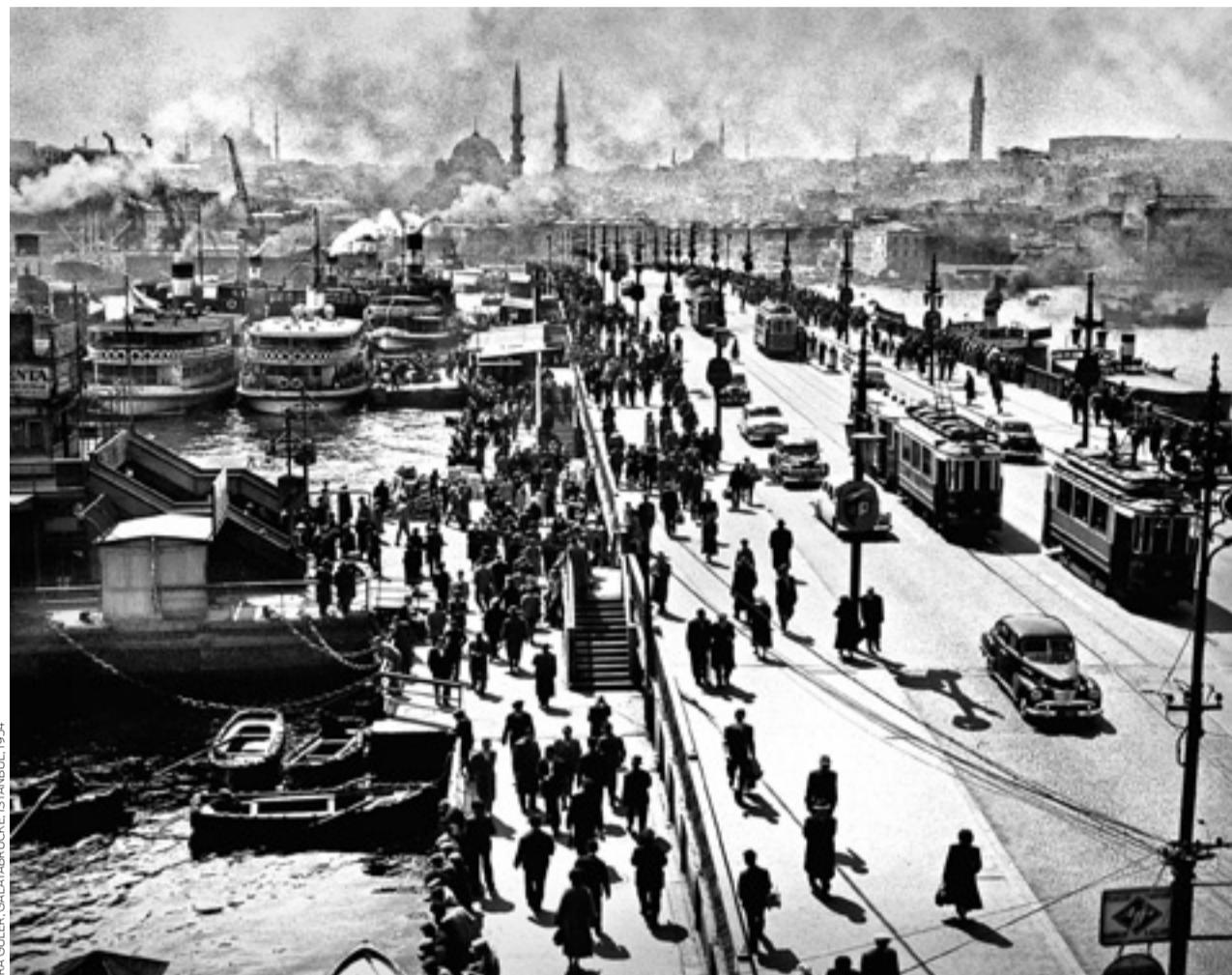
Gülers Hauptaugenmerk galt und gilt den Menschen. Viele hat er bei der Arbeit abgelichtet: Straßenhändler, Lastenträger, Korbblech, tanzende Derwische. Etliche dieser Aufnahmen sind im Stadtteil Beyoğlu am Goldenen Horn entstanden, wo Güler seit langem wohnt. Im Berliner Willy-Brandt-Haus ist ihm nun erstmals hierzulande eine Retrospektive gewidmet. Mehr als 200 Fotografien aus den Jahren 1950 bis 2005 sind hier zu sehen, darunter einige, die nie zuvor öffentlich gezeigt wurden.

Güler versteht sich weniger als Künstler, eher als Fotoreporter, vor allem aber als »visueller Historiker« seiner Stadt. »In den Fotos der 50er und 60er Jahre können wir sehen, was wir verloren haben«, sagt er. Jetzt gebe es in Istanbul beinahe nichts mehr zu fotografieren. Die Stadt habe eine »Entwicklung zum Hässlichen« genommen, werde von »furchtbaren Malls« geprägt. »Die Menschen haben nur noch Konsum, Konsum, Konsum im Sinn.« Dass das mal anders war, beweisen seine Bilder. Der türkische Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk hat Güler einmal »das Auge Istanbuls« genannt. Untrennbar sind die Erinnerungen des Schriftstellers an die Stadt, die auch seine Geburtsstadt ist, mit Gülers Schwarzweißfotos vermischt. Und Güler sagt, dass man die Vergangenheit Istanbuls nicht einmal erlebt haben muss, um sich beim Betrachten seiner Fotos nach ihr zurückzusehnen.

Wie viele Fotografen seiner Zeit, war Güler Autodidakt. In den 50er Jahren begann er, mit der Leica zu experimentieren. 1961 war er »Master of Leica«. Er knüpfte Freundschaften zu namhaften Kollegen wie Robert Capa, Henri Cartier-Bresson oder Robert Lebeck, orientierte sich

Was wir verloren haben

Man muss warten können auf den richtigen Moment. Und die Menschen lieben: Retrospektive des türkischen Fotografen Ara Güler in Berlin. Von Sabine Lueken



Vor der Entwicklung zum Hässlichen: Galatabrücke in Istanbul, 1954

an der Devise der legendären Fotoagentur *Magnum*: Man muss warten können auf den richtigen Moment. Sich einlassen. Beim Fotografieren geht es für Güler um hohe Konzentration und Wissen, nur so können gute Bilder entstehen: »Wenn ich die Hagia Sophia fotografiere, ist für mich das Wichtigste der Mensch, der davor vorbeiläuft. Ein guter Fotograf muss die Menschen lieben.«

Das obere Stockwerk des Willy-Brandt-Hauses ist seinen Farbphotos vorbehalten. Für das Museum of Modern Art in New York gehört Güler zu den »zehn Meistern der Farbfotografie«. Ein kaltes intensives Blau, ein kaltes Rot – manche Bilder wirken wie handkoloriert. Güler war als Nahostkorrespondent für *Time-Life*, *Paris-Match* und *Stern*

unterwegs. Er porträtierte einfache Menschen in Eritrea, Palästina, Pakistan, Ägypten, Bangladesch, Iran, Indien, Prominente wie Indira Gandhi, Maria Callas, Marc Chagall, Alfred Hitchcock, Pablo Picasso (der sich mit einem Bild bedankte), Politiker wie Winston Churchill und Konrad Adenauer. Nur Einstein, Sartre und Marilyn Monroe hat er nicht fotografiert, hat er einmal gesagt. Und Charlie Chaplin nicht, weil der nicht wollte. »Bei Persönlichkeiten dieses Schlages gibt es ein Verlangen, das Bild zu bewahren, das in den Köpfen ihres Publikums existiert.«

Ein beispielhaftes Foto lenkt den Blick durch ein beschlagenes Fenster auf einen Hof. Dort sitzen Männer an einem Tisch. Oder ein Junge steht mit einem Fisch in der Hand vor

einem großem Schiff, an dem eine Leiter vom Pier zur Reling führt. Ein Mann mit Pudelmütze sitzt auf einem Holzstamm. Gibt es solche Gesichter nicht mehr, oder gibt es nur niemanden mehr, der sie fotografieren kann? Die Fotos zeigen eine untergegangene Welt und bergen ein großes Geheimnis: Wie ist es Güler gelungen, die Menschen so zu fotografieren? In dieser Nähe ganz bei sich. Niemals stellt er sie aus oder denunziert sie. Er muss wirklich ein großer Menschenfreund sein.

■ »Ara Güler. Das Auge Istanbuls – Retrospektive von 1950 bis 2005«, noch bis 15. Januar, Di. bis So., zwölf bis 18 Uhr, Willy-Brandt-Haus, Wilhelmstr. 140, Berlin-Mitte, Eintritt frei, Ausweis erforderlich

Zur feierlichen Einweihung des umgebauten Potsdamer Filmmuseums kamen am Sonnabend einige attraktive Damen aus DEFA- und Fernsehfunk-Zeiten: Christel Bodenstein, Chris Doerk, Jutta Hoffmann, Emöke Pöstenyi ... Immerhin anderthalb Jahre hatten die Baumaßnahmen gedauert. Nötig geworden waren sie durch verschärzte Brandschutzbestimmungen. Diese erforderten nicht nur gesicherte Gänge und Ausgänge. Objekte wie das Bioskop der Brüder Skladanowsky aus dem Jahr 1895 dürfen nicht mehr frei stehen und werden nun in Vitrinen präsentiert.

Im großen und ganzen unverändert, erstrahlt die Dauerausstellung zu 100 Jahren Film in Babelsberg in neuem Glanz. Die Themenkomplexe sind wie gehabt Berufsbildern gewidmet, das geht vom Szenografen zum Schnittmeister. Einiges darf man auch wei-

Mit Marco Polo durch den Orient

Nach anderthalbjährigem Umbau wurde das Filmmuseum Potsdam wiedereröffnet

terhin anfassen, in Fächern kramen, in Heften blättern. Es gibt einen Regiestuhl, auf dem Quentin Tarantino saß, und das legendäre Lotterbett von »Paul und Paula«. Viele Filmausschnitte sind zu sehen – auf Monitoren und einer Leinwand (endlich gibt es auch wieder täglich Kino im Museum). Vermisst wurde einzig der auf einer Kanonenkugel reitende Münchhausen.

Eine neue Familienausstellung über »Die Abenteuer des jungen Mar-

co Polo« soll kindliche Phantasie anregen. Man kann sehen, dass Kuratorin Ulla Gräf viel Arbeit hineingelegt hat. Grundlage ist die beliebte gleichnamige Zeichentrickserie, die der Potsdamer Tony Loeser mit seiner Produktionsfirma in Halle zum Leben erweckte. Asien- und Orientreisen jugendlicher Forscher werden mit wunderbaren Requisiten illustriert: Neben Mandeln, Pistazien und Fladenbroten ist etwa ein prachtvolles Tor aus

dem DEFA-Film »Die Geschichte vom kleinen Muck« zu sehen. Es gibt eine hohe, felsige Wüstenlandschaft und eine mongolische Jurte. An den Wänden hängen Kopien historischer Gemälde, an denen sich die Trickfilmer orientierten. Die Geschichten der Serie werden in Comicform nacherzählt, und es ist nur schade, daß dieser Comic im Museumsshop nicht angeboten wird. Er ist fast noch schöner als die Serie.

Die neue Museumsleiterin Ursula von Keitz ist auch Professorin an der Filmuniversität »Konrad Wolf«, zu der das Museum seit 2011 gehört. Bald wird das 60jährige Bestehen der Bildungseinrichtung gefeiert. Einen Vorgeschmack bietet die Ausstellung »Marmor, Stein und Eisen« im Foyer, in der Fotos und Dokumente der bisherigen HFF Potsdam-Babelsberg präsentiert werden.

F.-B. Habel

Michael Rieth gestorben



www.palmyra-verlag.de

So wenig es in Deutschland Jazzmusiker gibt, die von ihrer Musik (außerhalb der Rundfunkorchester) leben können, so wenige Journalisten gibt es, die über Jazz schreiben können. Wie die Musik ist das eine Frage der Improvisation, des künstlerischen Anspruchs und auch des Willens, sich nicht vom Unterhaltungsteror für schwachsinnig erklären zu lassen.

Michael Rieth war einer dieser wenigen. Um über seine Musik schreiben zu können, musste er auch über andere Musik schreiben und zum Beispiel mit Peter Maffay durch die Welt fahren. Dazu muß man sagen, dass in der Peter Maffay-Band so ziemlich die besten deutschen Musiker spielen; einfach, weil er die sich leisten kann. Michael Rieth mochte gute Musiker.

Er schrieb über sie auf anspruchsvolle, lyrisch-akademische Weise, in diesem verhaltenden Sound der Frankfurter *Rundschau* der 70er und 80er Jahre, den man damals so hasste, weil er so abstrakt und over the top zu sein schien. Statt dessen erfreuten sich viele am gefühlig-brutalen Hahah a der *taz*. Heute ist es andersherum, im Getöse medialer Infantilität sehnt man sich nach dem strengen linksintellektuellen *Rundschau*-Feuilleton von Hans-Klaus Jungheinrich, Thomas Rothschild, Wolfram Schütte und Michael Rieth. Nach einer Zeit, als die alte Kritische Theorie zur Gewerkschaftsbewegung dazugehörte und Oper, Film und Avantgarde Kunst noch penibel durchgearbeitet statt sofort in die Tonne getreten wurden.

Ersatzweise hat Michael Rieth in den letzten Jahren für uns geschrieben. Wir waren stolz darauf. Er war eine Verbindung zum ebenfalls wie vom Erdbeben verschluckten Frankfurter Linksradikalismus der frühen 70er Jahre. Er stand immer noch auf Anzug, lange Haare, Vollbart, Ledermantel und Roth-Händle. Und auf den Sozialismus als Grundidee zur »Rekonstruktion der Zukunft« (Bini Adamczak).

Im Badischen geboren, lebte er fast sein ganzes Leben in Frankfurt am Main. Er hatte Philosophie, Kunstgeschichte und Sinologie studiert, war Lyriker, Dramaturg, Theoretiker und Schauspieler, mit Horst Lippmann befreundet (über den er 2010 bei Palmyra-eine Biographie veröffentlichte), aber auch »Motorradrallyefahrer, Chauffeur und Gefängnislehrer« wie die FAZ schrieb. Uns hat er erzählt, daß er sehr früh aufstehen würde, in der Dunkelheit, um einen Tee zu trinken und nachzudenken. Das wäre die beste Zeit für einen Kritiker.

Michael Rieth starb in der Nacht zum Samstag im Alter von 70 Jahren. Christof Meueler